











aus vortheilhaftem Holze bestehendes Haus über 120 Zimmer Kapazität...

Volksbildungs-Koncert in Bad Wildfeld. Nächsten Donnerstag, den 15. Juni...

Ein Feuerschiff über die Vereinigung zur Bereinigung Oberbayerns...

Einem künftigen Weg weisen die Bewohner von Frankfurt a. M....

Eigenartiger Strafsatz. Es wird uns geschrieben: Das Reichs-Verwaltungsamt...

Was dürfen die Bienenkassen mitbringen? Da in vielen Städten...

Patentkassan. Ein geschäftlicher Mann: Dr. Dietrich Wundt...

Eisenbahn-Anfälle. Nach der im Reichs-Eisenbahnamt aufgestellten...

Unfall eines Kellners. Am Sonntag hatte der Hilfskellner...

Zwei Finger abgehackt. Wurden dem in einer heißen Fabrik...

Wom Patel. Am Sonntag Abend führte der Arbeiter Ernst...

Defekt war ebenfalls von Kindern, welche ein Spielzeug hatten...

Reisestau. In der Nacht zu heute gegen 12 Uhr wurde...

Unfall. In letzter Nacht gegen 1 Uhr schüttete ein Student...

Einbenbrand. Gestern Abend 10 Uhr hat beim Kaufmann...

Landpreis der sächsischen Distrikte. In den letzten Tagen...

Durchschnittspreise des heutigen Wochenmarktes. Kartoffeln...

Hallesches Anfließen. Aus dem Bureau des Halleschens wird uns geschrieben: Herr...

Verminntes. Seine Geliebte und dann sich selbst getödtet hat in einem Hotel...

Das todbringende Gold. Ein merkwürdiger Vorfall spielte sich...

Seite Draht- und Fernsprechnachrichten. Berlin, 13. Juni. Der Senatorenrat...

Gotha, 13. Juni. Im gemeinschaftlichen Landtag brachte der Abgeordnete...

Verminntes Nachrichten. Dresden, 12. Juni. Das königliche sächsische Finanzministerium...

Darmstadt, 13. Juni. Wie die Darmstädter Zeitung schreibt...

Paris, 13. Juni. In republikanischen Kreisen wird erwartet...

Paris, 13. Juni. Sämmtliche Blätter beschäftigen sich mit der...

Paris, 13. Juni. Das Gerücht von der Verhaftung des Herzogs...

New-York, 13. Juni. Wie die Blätter aus Wisconsin und Minnesota...

Wetterbericht. W. Magdeburg, 13. Juni. Ein mäßig kühles Minimum...

Wetterbericht vom 13. Juni, Morgens 5 Uhr. Ein mäßig kühles Minimum...

Vorwärts! Wetter am 14. Juni. Ziemlich trübes, kühles, windiges Wetter...

Börse- und Handelstheil. Coursbericht der Bankfirmen zu Halle a. S.

Table with columns: Wäre vom 13. Juni 1899, Disconto, and various stock market entries with prices and percentages.

Die Kurse der mit \* bezeichneten Kurse verstehen sich in Hund für ein Stück.

Verminntes Nachrichten. Dresden, 12. Juni. Das königliche sächsische Finanzministerium...

Concursverfahren. Zahlungsverweigerungen. - Lazarettmeister Richard Heinrich Wolf...

Concursverfahren. Zahlungsverweigerungen. - Lazarettmeister Richard Heinrich Wolf...









## Herzenskämpfe.

(Nachdruck verboten.)

38]

Roman von E. Salm.

Doktor Hinrichſen entging es nicht, daß Beate ihm, während er den Zweck ſeines Kommens zu motiviren begann und die Freundin bat, ſeiner und Schweſter Henriettens Bitte zu willfahren und ſich ihnen in der nächſten Zeit wieder wie einſt anzuschließen, da für ſie eine geiſtige Anregung jezt zur Nothwendigkeit werde, nur oberflächlich Gehör ſchenkte und offenbar mit ihren Gedanken weit abſchweifte; ferner glaubte er eine gewiſſe Unruhe an ihr zu bemerken, die ſich auch ihm mittheilen begann.

Dennoch ahnte er nicht, wie wenig ihre Gedanken bei dem weilten, was er ſprach.

Verſtohlen ließ ſie den Blick wieder und wieder zur Uhr ſchweifen: „Zehn, neun, ſechs Minuten noch!“ zählte ſie im Geheimen und ihre Pulſe ſlogen; es wurde ihr zur Qual, gerade jezt ruhig ſitzen bleiben zu müſſen, durch keine Miene kein Wort zu verrathen, was in ihr vorging, die Harmloſe zu ſpielen, wie jene beiden Menſchen da vor ihr in Wirklichkeit waren. Sie fühlte ſich namenlos unglücklich. Barbaras und des Doktors ſie beſorgt beobachtende Blicke folterten ſie geradezu. Am liebſten wäre ſie aufgesprungen und hätte die ahnungsloſe Schweſter an ſich geriffen und gerufen: „Barbara, bleib bei mir, geh' nicht, wenn ſie Dich hinauslocken!“ doch ſie ſah Hinrichſens erſt gütige Züge, ſeine forſchend fragenden Augen, ſie ſah Barbara ruhig und ahnungslos am Klavier lehnen und zwang ſich gewaltsam, ruhig zu bleiben.

Sie antwortete zerſtreut, oft nur durch ein Neigen oder Wiegen des Kopfes ihre Zuſtimmung oder Mißfallen äußern, auf des Doktors Fragen, und dieſer zog, ihre Zerſtreutheit gewährend, Barbara in's Geſpräch. Beate athmete erleichtert auf, als ſie ſich der Pflicht enthoben ſah, allein auf ihres Vaſtes Geplauder einzugehen. Wieder und wieder glitt ihr Blick hinüber zur Pendule. „Zwei Minuten vor fünf Uhr!“ berechnete ſie.

„Fünf Uhr!“ Sie zählte Schlag um Schlag nach, „fünf Uhr!“ ein kalter Schauer ging durch ihren Körper; für einen Augenblick ſchloſſen ſich ihre Augen; die Stimme des Doktors ſchlug nur wie ſernes Murren an ihr Ohr. Der letzte Schlag war verhallt; ſie lauſchte mit angehaltenem Athem hinaus. Kein Laut, kein Schritt! die Hoffnung begann ſich wieder in ihr zu regen. Vielleicht blieb dennoch der Vote aus! Da grellte der ſchrilte Ton der Hausglocke durch die Stille. Sie biß die Zähne feſt aufeinander. Sie hörte nicht, was die Anderen ſprachen, ihr Ohr vernahm nur das Knarren der Treppenſtufen unter dem ſchweren Tritt des Emporſteigenden.

Da ertönte bereits die Wohnungsglocke. Barbara erhob ſich mit einer Entſchuldigung und eilte hinaus; auch Beate

richtete ſich auf. Die Kehle war ihr wie zugeſchnürt. „Jezt iſt er in ihren Händen,“ dachte ſie, während ſie von draußen her ein haſtiges Flüſtern und das Schließen der Thür vernahm. Mechanisch trat ſie zur Lampe und entzündete ſie. Der helle Schein des aufflackernden Streichhölzchens zeigte Doktor Hinrichſen, der Beate mit den Augen gefolgt, ein faßles Antlig mit ſtarren, glanzloſen Augen.

„Beate, was iſt Ihnen?“ Dagobert war aufgesprungen; er glaubte ſie wanken zu ſehen. Das Lampenglas in der einen, das verglimmende Zündhölzchen in der anderen Hand, ſo ſtand Beate, des qualmenden Lampendochtes nicht achtend, mühsam nach Athem ringend, an ſeiner Seite. Hinrichſens Arm legte ſich um ihre Geſtalt, während er die Lampe niedriger ſchraubte, ihr das Cylinderglas aus der zitternden Hand nahm und an den ihm gebührenden Platz beförderte.

„Liebe Freundin, was iſt Ihnen?“ drang er beſorgt in ſie. Der Klang ſeiner Stimme ſchien ihr die nöthige Faſſung wiederzugeben.

„Ein leichter Schwindel, weiter nichts, lieber Doktor!“ Ihre Worte ſchienen jedoch nicht den gewünschten Erfolg zu erzielen; Hinrichſens Blicke wichen nicht von ihrem bleichen Antlig. „Beate, liebe, theure Freundin, was haben Sie aus ſich gemacht!“ Es lag neben dem Vorwurf ſoviel ehrlicher Schmerz und ſoviel zärtliches Empfinden in den Worten, daß ſie kein Weib hätte ſein müſſen, um nicht zu erkennen, was ſie dem Freunde war und ihm dankbar für ſeine treue Liebe zu ſein. Doch dieſe Regung trat zurück vor einer anderen. Ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen, während ſie ſich emporrichtete und ſich ſeinem Arm entwindend ſagte: „Was ich aus mir gemacht habe? Nur ich?“ Ihr bitterer Ton ſchnitt ihm in's Herz.

„Ja, nur Sie, Sie allein,“ ſagte er, trotz des Mitleids, das er für ſie empfand, im zürnenden Ton. „Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht erſparen, daß Sie unverantwortlich leichtſinnig im Gebrauch des Morphiums verfahren. Dieſes allein kann Sie derartig körperlich und geiſtig mitgenommen haben.“

„Wiſſen Sie das ſo genau?“ Klang es grollend zurück.

Er ſah ihr tief in die Augen. „Beate, ſind wir nicht Freunde? Hat der Freund nicht ein Anrecht auf Ihr Vertrauen?“ Sein Vorwurf ſchien ſie weicher zu ſtimmen; ihre Lippen öffneten ſich zu einer Entgegnung, die ſie jedoch unterdrückte, als ſie Barbara in's Zimmer treten ſah, doch ſie reichte dem Freunde die Hand. „Zürnen Sie mir nicht, lieber Doktor, es lag nicht in meiner Abſicht, Sie zu tranken!“ Dann wandte ſie ſich Barbara zu.

„Wer war da, Kind?“ Ihre Blicke hingen voll Spannung an der Schweſter Züge; ſie ſah, wie deren Augen ihr entwichen und das lähmende Gefühl, das eben unter des Freundes warmen Worten zum Theil von ihr gewichen, beſchlich ſie von Neuem.

„Felice sandte mir einen Brief.“ stammelte Barbara währenddessen und eine heiße Rötze flammte über ihr Kinder- gesichtchen; sie war der Berstung doch noch nicht so ganz gewachsen. Beate stülzte sich fest auf die Stuhllehne; es vergingen einige Sekunden, ehe sie freundlich, aber leise, mit dem ganzen Aufwand ihrer Selbstbeherrschung sprach: „So geh nur, Kind, und lies, was Dir Frau de Favier geschrieben“ und zögernd setzte sie hinzu: „Ward keine Antwort gewünscht?“

„Nein,“ sagte Barbara leise, und wieder wich ihr Blick dem der Schwester aus.

Noch einmal öffneten sich Beate's Lippen zu einem freundlichen: „So geh nur, Kind!“

Doch als Barbara hierauf ging, sank sie wie vernichtet auf ihren vorigen Sitz nieder. Hinrichsen sah mit Schrecken, wie ein paar glänzende Thränen über ihre bleichen Wangen rannen. „Beate!“ Er trat auf sie zu und beugte sich besorgt über sie. „Liebe theure Freundin, was ist Ihnen?“ bat er, ihre Hände in die seinen nehmend. Sie aber sagte, das Antlitz abwendend: „Bitte, lassen Sie mich allein!“ Er gab sie sogleich frei und trat einen Schritt zurück.

„Beate!“ Schmerz und Vorwurf klangen in seine Stimme. „Bitte!“ Ihre großen, thränenfeuchten Augen flehten ihn förmlich an, sie zu schonen.

Er wandte sich nur zögernd der Thür zu; es schien ihm unzeit, ihrem so deutlich geäußerten Wunsche nicht zu willfahren und doch kannte ihn eine geheime Macht an Ort und Stelle und trieb ihn nochmals zu ihr zurück.

„Beate, ich flehe Sie an, nur dieses eine Mal! Geben Sie mir das Versprechen — — —“

„Ich kann nicht!“ wehrte sie sich und dann fügte sie fast schroff hinzu: „Geben Sie!“ Betrübt und verletzt wandte er sich ab. „So schlafen Sie wohl, Frau von Behrenberg, ich werde mir erlauben, mich morgen nach Ihrem Befinden zu erkundigen und hoffe, Sie wohler zu finden.“

Sie neigte stumm den Kopf und sah so nicht den langen, traurigen Blick, mit dem er von ihr schied. Sie hörte ihn die Thür öffnen und schließen und seine gleichmäßigen Schritte auf der Treppe verhallen. Die Thränen rannen ihr unaufhaltsam über die Wangen, mit zitternder Hand entfernte sie sie wieder und wieder. Da hörte sie Barbaras Schritte. Schnell sprang sie auf und löschte die Lichter am Klavier, dann eilte sie in das anstoßende Schlafgemach. Durch die nur halb angelehnte Thür sah sie die Schwester mit einer Handarbeit eintreten und sich, nachdem sie sich vergebens nach Beate umgesehen, am Tische niederlassen.

Beate verfolgte jede Bewegung in dem jugendlichen Antlitz des Mädchens mit feberglänzenden Augen. „Sollte es möglich sein? Würde sie nicht gehen?“

Barbara sah blaß und erregt aus; doch sie schien zum Bleiben gesonnen. Beate athmete auf. „Hoffnung, Hoffnung, goldener Stern!“

Sie nekte die brennenden Lider mit dem angefeuchteten Schwamm und verursachte absichtlich ein Geräusch.

Barbara wandte den Kopf nach der Richtung, aus der es gekommen.

Einen Augenblick kämpfte Beate mit sich, dann fragte sie: „Nun, Barbara, was hat Dir Frau de Favier geschrieben?“

Die Schwester antwortete nicht sogleich; sie hatte eine Gegenfrage: „Ist Doktor Hinrichsen schon wieder fortgegangen?“

„Wie Du siehst, ja, Kind.“

„Schade,“ ließ sich Barbaras Stimme vernehmen. „Schade? Weshalb?“

„Ich — ach, ich meinte nur — Du hättest dann Gesellschaft gehabt heute Abend — Felice bittet mich nämlich,“ ein Laut aus dem Nebenzimmer ließ sie innehalten. „Ist Dir etwas, Beate?“

„Mir? Nein — ich stieß gegen den Schrank, weiter nichts!“ klang es gepreßt zurück.

„Soll ich Dir Licht bringen?“

„Nein, nein, ich danke! Bleibe nur dort! Ich komme sogleich!“ wehrte Jene ab und dann klang es zu Barbara hinüber: „Also Felice bittet Dich für heute Abend?“

„Ja, wenn Du erlaubst — ich möchte ihr die Bitte nicht abschlagen.“

„Heuchlerin!“ murmelte drinnen die bleiche Frau; Barbara aber hörte es nicht; sie fuhr hastig, sich tief über ihre Arbeit beugend, fort. „Felice bittet mich, gegen sieben Uhr bei ihr zu sein.“

„Ah!“ klang das nicht wie ein unterdrückter Aufschrei? Barbara hob den Kopf und spähte ängstlich in das Dunkel des Nebenzimmers; doch geblendet von dem hellen Schein der Lampe, gewahrte sie nicht, daß die Schwester im Hintergrund stand und sie aus zornflammenden Augen beobachtete.

„Also um sieben Uhr? Nun, da wünsche ich Dir viel Vergnügen!“ scholl es gedämpft heraus. „Welchen Grund giebt Deine Freundin?“ — Barbara schien es, als betone Beate das Wort mit sonderbarem Nachdruck, „an, der sie zu dieser plötzlichen Einladung bewogen?“

Die Befragte zögerte doch mit der Antwort. Tiefer neigte sich das lockige Köpfcgen über die Arbeit. „Felice schreibt nichts Näheres darüber.“

„Nun es liegt ja auch nichts daran, Kind! Ich fragte eben auch gedankenlos.“ Die Worte kamen nur zögernd über Beate's Lippen.

„Sie geht, sie geht! Du wolltest Gewißheit, jetzt hast Du sie!“ schrie es in ihr und dann packte sie plötzlich der Zorn. „Lügnerin, falsches, undankbares Geschöpf!“ hätte sie der Schwester zuzurufen mögen; doch sie bezwang sich. Sie war nie eine Freundin heftiger Szenen und Wortgefechte gewesen; sie verletzten ihr Feingefühl und sie hätte sich selbst herabzulassen gewöhnt, wenn sie ihrem Wunsche, der Schwester ihre Empörung fühlen zu lassen, nachgegeben.

Mit bebenden Händen entzündete sie eine Kerze und schritt hinaus; in der Küche stellte sie das Licht nieder und nahm die Essigkruke vom Bord; sie füllte ein Glas bis zur Hälfte und stürzte den Inhalt hinab.

Das alibewährte Mittel that auch heute seine Schuldigkeit. Die brennende Hitze aus den Augen, von den Lidern verfolgt und ihre Erregung legte sich. Sie dachte daran, wie sie einst von ihrer Mutter dabei ertappt worden war, als sie dies von ihrer alten Magd entlehnte Hausmittel gegen die Spuren heimlich vergossener Thränen angewandt, wie ungehalten die Mutter damals gewesen und wie dieselbe Weibe, sie, das Kind und die alte Beherrscherin der Küche, unvernünftig und albern gescholten hatte. Sie lächelte trübe bei dem Gedanken, welche Steigerung die Beruhigungsmittel erfahren, durch die sie, die alternde Frau, sich Ruhe und Schlaf zu verschaffen gewohnt. Essig, Morphinum, sonderbare Zusammenstellung! Sie lächelte bitter. Gute, sanfte Mutter, wenn Du jetzt Deine Beate sehen würdest! Sie hob energisch den Kopf. Wollte sie wieder schwach werden? Wahrhaftig, ihre Augen waren auf's Neue feucht geworden! Sie preßte die Lippen fest aufeinander; drückte die Kerze aus und begab sich in's Wohn- gemach.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Der Trepangfang auf den Karolinen und Marianen.

Von F. Clemens.

Unter den Handelserzeugnissen der vom Deutschen Reich neu erworbenen Karolinen- und Marianeninseln spielt der Trepang eine Hauptrolle. Das Wort „Trepang“ dürfte den meisten unserer Leser neu sein. Es ist eine kostbare Delikatesse, nach welcher die Bewohner des himmlischen Reiches ungemein lüftern sind und welcher sie nicht nur einen ganz besonderen Wohlgeschmack, sondern auch die vorzüglichste Wirkung auf den Körper zuschreiben. Trepang gilt nämlich sowohl als äußerst stärkendes Nahrungsmittel wie auch als Reizmittel, man schreibt ihm ähnliche Eigenschaften wie dem Caviar zu und stößt sich nicht an seine Herkunft und an die nach unseren Begriffen nicht sehr appetitliche Art der Zubereitung. Der Trepang wird nämlich aus einem Meeresthiere gewonnen, das für unsere europäischen Feinschmecker wohl kaum besondere Anziehungskraft besitzen dürfte.

Das betreffende Thier gehört zu den sogenannten Stachelhäutern (Echinodermata) und zwar zur Klasse der Seewalzen oder Meerzorgner. Die Stachelhäuter oder Sternthiere sind Meeresbewohner, deren verfallte Haut häufig mit Stacheln besetzt ist. Sie haben mit keiner Thieresart irgend welche Aehnlichkeit, man könnte sie fast als lebende Verfeinerungen bezeichnen und in der That gehören die weitaus meisten Arten der Vergangenheit an. Am bekanntesten von den zu ihnen zählenden Gattungen sind die Seeillien, Seesterne und Seeigel. Die Seewalzen besitzen einen wurmartigen, wurf- oder walzenförmigen Leib mit einer Mundöffnung am Vorderende, welche mit Tentakeln oder Fühlern umgeben ist, mittels deren die Thiere ihre Nahrung aufnehmen. Die Haut ist meist lederartig, die Fortbewegung geschieht bei den fußlosen Arten mit Hilfe der sehr kräftigen Hautmuskulatur. Man findet in fast allen Zonen und in den verschiedensten Meerestiefen Exemplare dieser Thiergattung, in großer Zahl sind sie aber vor allem auf den Korallenriffen der Südsee vertreten, wo Stücke von mehr als 1 Meter Länge nicht selten sind. Die Arten, aus denen Trepang gewonnen wird, liegen, wie Brehm erzählt, „wie unappetitliche Würste ohne Lebenszeichen auf dem Sande und zwischen den Steinen“. Niemand kümmert sich um sie; mit eingezogenen Mundfühlern bleiben sie sogar während der Ebbe liegen, durch ihre lederartige, röthliche oder bräunliche Haut vor dem Austrocknen geschützt. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Korallenfand, von dem nach Guppy ein Individuum von etwa 1/3 Meter Länge täglich 2/5 Pfund verzehrt, wenn man eine so passive Thätigkeit verzehren nennen kann. Der Sand geht im Grunde nur durch den Darmkanal, wo er seine wenigen verbaulichen Bestandtheile zurüchläßt. 15 bis 16 solcher Thiere verarbeiten binnen eines Jahres eine Tonne, etwa 18 Kubikfuß Sand. Ist nicht genügend Nahrung bei der Hand, so greifen sie, wie ein französischer Naturforscher beobachtete, zu einem zweifelhaften Mittel. Derselbe hatte eine Seewalze in ein Gefäß mit Wasser gesetzt, in dem nur ungenügend Nahrung vorhanden war. Zu seinem großen Erstaunen bemerkte er nach einiger Zeit, daß das offenbar hungernde Thier ein Stück nach dem andern vom hinteren Theil seines Körpers abtraß, sodas schließlich außer dem Kopf mit den Fangarmen nur ein kleiner Rest zurückblieb.“

Fast man das Thier an, so besteht seine Vertheidigung in einem Manöver, das ihm wohl so leicht kein anderes Geschöpf nachmacht. „Es zieht sich“, schreibt Brehm, „krampfhaft zusammen und speit seine eigenen Eingeweide aus. Wer einmal die Erfahrung gemacht und sich von dem klebrigen und anhaftenden Inhalte einer großen Holothurie (einer Seewalze) hat besudeln lassen, behandelt sie später mit Vorsicht.“ Aufbewahren lassen sich die Holothurien nur schlecht, sie runzeln derart zusammen, daß ihre wahre Gestalt und Form total verloren geht.

Von diesen Geschöpfen also gewinnt man den Trepang (oder Tripang). Ueber dessen Fang und Herstellung besitzen wir interessante Berichte. Die Eingeborenen betreiben den Fang entweder auf eigene Rechnung oder im Dienste europäischer Unternehmer, denn der zu erwartende Gewinn hat längt die Aufmerksamkeit der Letzteren auf diesen Handelsartikel gelenkt. Vor allem die Amerikaner benutzen Flug die Lüfterheit der Chinesen nach dem seltsamen Leckerbissen, indem sie entweder an Ort und Stelle Expeditionen ausrühen oder auch den Holothurienfang an den Küsten ihrer eigenen Ozeane betreiben. um

die Beute dann mit der aus den indischen Gewässern gemischt an den Mann zu bringen. Gerade die Insel Guam, welche nach Artikel II des spanisch-amerikanischen Friedensvertrages in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen ist, giebt einer der besten Trepangsorten den Namen, und diese Sorte kommt von den Marianen, der mit Ausnahme Guams in deutsches Eigenthum übergegangenen Inselgruppe. Der Trepangfang ist nicht gefahrlos, die Fischer müssen sich nicht nur großen Entbehrungen und Strapazen aussetzen, sondern riskiren auch, wenn sie an von den wilden Papuasstämmen bewohnte Gestade gerathen, ihr Leben. Oftmals kehrt nur ein Theil der Ausgezogenen zurück. Es bedarf des hohen Gewinns, den der Trepangfang in Aussicht stellt, um mit Rücksicht auf diese Umstände die für die Arbeit nicht gerade sehr begeisterten Inselbewohner zu dem Unternehmen des Holothurienfangs zu bewegen.

Die Art des Fanges und der Zubereitung ist von Semper auf den Palau-Inseln lange Monate hindurch beobachtet worden. Man häuft die erbeuteten Exemplare in großen, bis 3 Fuß im Durchmesser haltenden Schalen an, bedeckt sie mit Kukaublättern und kocht sie, worauf sie unter stetem Begießen mit süßem Wasser gedämpft werden. Natürlich schrumpfen die Thiere beim Kochen (ähnlich unseren Pilzen) tüchtig zusammen, der anfängliche Berg verschwindet und zuletzt ist kaum noch der Boden bedeckt. Sodann werden sie auf hölzernen Gestellen an der Sonne getrocknet, dann wieder gedämpft, wieder getrocknet und so zwei bis dreimal fort, bis alles Seewasser heraus ist und die Thiere ganz trocken sind. Ist das der Fall, so breitet man sie noch in besonders hierzu erbauten Schuppen aus und behandelt sie mit Rauch und Feuer, um sie sodann in Säcke zu verpacken und an Bord des zum Transport bestimmten Schiffes zu bringen. Letzteres geschieht möglichst erst in letzter Stunde, damit der Geschmack nicht durch die feuchte Schiffsluft beeinträchtigt wird. Die Arten der Gattung Stichopus erfordern eine noch sorgfältigere Behandlung. Da sie nämlich an der Luft gleich zerfließen, müssen die Schalen, in denen die Zubereitung erfolgen soll, unter die Oberfläche des Meeres gehalten und die Thiere auf diese Weise hineingebracht werden, ohne daß man sie überhaupt berührt. In dem mitgeschöpften Seewasser werden sie dann das erste Mal gekocht. Wie Jameson mittheilt, spießt man die großen Exemplare einfach im Wasser, die kleineren werden durch Taucher heraufgebracht, tiefer befindliche mittels Schleppnetze gefangen. Ist die Beute genügend, so begeben sich die Fischer zur Zubereitung auf eine benachbarte Insel. Man schlägt die Seewalzen auf, nimmt sie aus, befreit sie durch Ausdrücken vom Wasser und reibt sie außen und innen mit Kalk ein. Dann erfolgt der Trocknungsprozeß, entweder an der Sonne oder in besonderen Hürden durch Feuer. Die an der Sonne getrockneten sind nicht so gut als die letzteren.

Ist der Trepang soweit fertig, so wird er meist von den Eingeborenen — falls sie nicht schon den Fang im Dienste von Unternehmern betrieben haben — an solche verkauft oder vielmehr gegen Waaren und Bedarfsartikel in Zahlung gegeben. Diese Unternehmer befördern ihn dann weiter nach bestimmten Plätzen, wo derselbe entweder direkt an dort ansässige Chinesen oder an Händler für die chinesischen Märkte verkauft wird. Der Hauptstapelplatz für den Trepang ist Macassar auf der Insel Celebes. Die Chinesen machen bezüglich der Qualität große Unterschiede, welche selbst den Fischern geheimnißvoll bleiben. Im Allgemeinen gilt der graue als der werthvollste, weniger genießbar sollen der rothe, schwarze und gefleckte sein. Kenner unterscheiden 30 Qualitäten, von denen die besten 300 Mark das Pikul, die schlechteste das Pikul nur 20 Mark kostet. Es ist also damit wie etwa mit unseren guten oder schlechten Sorten Caviar. Auf das Pikul kommen ungefähr 1100 Stück Seewalzen, da nun im Ganzen jährlich etwa 90 000 Pikul in den Handel gebracht werden, so entspricht das einer Anzahl von ziemlich 100 Millionen Exemplaren. Der Werth des jährlichen Gesamttertrages beläuft sich nach Sievers auf eine Million Dollars. Erwägt man aber, wie sehr die Chinesen diese Delikatesse schätzen und daß voraussichtlich mit Leichtigkeit das doppelte Quantum abgesetzt würde, wenn es nur zu beschaffen wäre, so erhellt hieraus, daß der Trepanghandel noch eines großen Aufschwungs fähig und sicher zu einer vorzüglichen Einnahmequelle der neuen Kolonien auszubilden ist, wenn der Fang rationell und doch mit der nöthigen Schonung und Vorsicht betrieben wird. Wie groß unter Umständen der Gewinn sein kann, beweist eine Mittheilung Jamesons, nach welcher ein Amerikaner mit einem Aufwande von 10 337 Dollars fünf

Trepang-Expeditionen ausgerüstete und einen Reingewinn von 67 924 Dollars erzielte.

Appetitlich sieht der Trepang freilich nicht aus. Gerodht soll er einem milchigen Gallertklumpen gleichen und Geschmack ebensowenig besitzen, wie die berühmten indischen Vogelnester. Aber den Chinesen mundet er und das ist die Hauptsache! De gustibus non est disputandum! Wir genießen ja auch mancherlei als Lackerbissen, was die Bewohner des Reichs der Mitte nicht verstehen würden. Ob dabei dem Trepang die ihm zugeschriebenen reizenden und stärkenden Eigenschaften wirklich zukommen, mag dahingestellt bleiben. Genossen wird er als Friscafsee oder in Suppen; wie berichtet wird, der leichten Verdaulichkeit wegen selbst von Europäern. Nun, wenn wir erst die Herrschaft auf den Karolinen und Marianen angetreten haben, werden wir wohl auch hierzulande die Bekanntheit des Trepangs machen. Unsere Delikatessgeschäfte werden sich das neue Gericht kaum lange entgehen lassen. Dann mögen unsere Gourmands versuchen, wie er ihnen mundet, und ob er den Vergleich mit den Austern aushält.

### Allerlei.

**Die 70. Wiederkehr des Hochzeitstages Kaiser Wilhelm I.,** der 11. Juni, bringt uns eine hübsche Episode aus dem Leben des hochseligen Kaiserpaars in Erinnerung, die wohl verdient, der Vergessenheit entzissen zu werden. Es war im Juli des Jahres 1829, als das damals prinzliche Ehepaar auf einer Reise durch Schlesien ein Kirchdorf in der Nähe von Breslau passirte. Der Dorfchule, ein bereits bejahrter Mann Namens Josef Kennert, brachte dem hohen Paar seine Glückwünsche dar und erlaubte sich bei der Gelegenheit etwas verdächtig lächelnd mitzutheilen, daß auch er, der seit mehreren Jahren Wittwer gewesen, um sein großes Ansehen nicht verkommen zu lassen, sich wieder verheiratet hätte und zwar an demselben 11. Juni, der auch der Hochzeitstag der hohen Herrschaften war. Bei diesen Worten zog er eine schüchtern erröthende, trotz ihrer 61 Jahre noch sehr rüthig aussehende Matrone hinter sich hervor, die unter vielen Knitzen ein riesiges Bouquet überreichte. Die Prinzessin Augusta nahm hierauf ein von ihr getragenes Medaillon von ihrer Brust und überreichte es dem Ehepaar. Herr Kennert starb im Sommer 1860. Aber seine Wittwe überlebte ihn und erlebte denn auch den Tag der goldenen Hochzeit des Kaiserpaars in voller Keuigkeit, obichon sie das hübsche Alter von 122 Jahren auf ihren Schultern trug. Frau Kennert ließ es sich denn auch nicht nehmen, dem hohen Jubelpaare ein sinniges Glückwunschsreiben zu senden, und der Kaiser war darüber so erfreut, daß er die Greisin telegraphisch einladen ließ, an dem Jubelfeste theilzunehmen. Frau Kennert traf denn auch umgehend in Gesellschaft einer stattlichen Enkelin und geschmückt mit dem Medaillon in Berlin ein. Der Kaiser empfing sie aufs Herzlichste, reichte ihr die Hand und sagte: „Guten Tag, liebe Frau Kennert.“ Dann machte er der hübschen Enkelin ein artiges Kompliment, erkundigte sich nach den Verhältnissen der alten Frau und ließ ihr später ein ansehnliches Geldgeschenk anbieten, das Frau Kennert jedoch nicht annahm, weil sie sich in einer recht günstigen Lebenslage zu befinden glaubte. An den Festlichkeiten konnte sie, trotz der gütigen Einladung des Kaiserpaars, nur in sehr bescheidenen Grenzen theilnehmen — als sie aber nach den Festen sich zur Verabschiedung bei den Majestäten noch einmal vorstellte, beschenkte die Kaiserin sie mit einer goldenen Broche, welche in Emaille die Bildnisse des Jubelpaars zeigte. Wohlbehalten kehrte Frau Kennert in ihre Heimath zurück, wo sie dann auch in kurzer Zeit starb.

**Aus Zolas Reiseerlebnissen.** Man schreibt aus London: Nach der Erzählung von Ernest A. Bizetelly über den Aufenthalt Zolas in London war das erste, was Zola am Tage seiner Ankunft that, seine Garderobe zu vervollständigen. „Ich hatte nichts mit, als was ich am Leibe trug.“ so berichtet Zola. „Ich war in denselben Sachen in Versailles gewesen, hatte im dichtgedrängten Gerichtshofe im Schweisse gefessen und dann die Nacht auf der Reise verbracht. Ich sah schmierig aus und fühlte mich äußerst unbehaglich. So gebe ich also aus und sehe einen Laden mit Hemden, Kravatten, Schuipien, Doienträgern, Knöpfen, Unterjaden, Kragen und Socken im Fenster. Ich gebe hinein; ich fasse meinen Kragen an, ich zupfe an meinen Manschetten und flosse auf die Hemdenfront. Der Ladenbesitzer lächelt; er versteht mich, mißt meine Halsweite und giebt mir ein Hemde und einige Kragen. Aber dann kommen wir zu den Socken und ich ziehe mein Solendeln hinauf, um auf die zu zeigen, die ich trage. Er versteht mich sofort; er ist sehr intelligent. Er klettert die Leiter hinauf und schleppt Packete und Schachteln von den Gesimfen herab. Da sind Socken von allen Farben, dunkle und helle, getupfte, gestreifte, gesteckte, baummollene, wollene, manche gerippt und manche mit Seidenstickerei. Aber sie sind unabweer! Ich betrachtete ein Paar; es ist zu groß; er zeigt mir noch andere, die noch größer sind. Endlich ungeduldig und vielleicht etwas zu schroff, halte ich ihm meine Frau unter die Nase und gebe ihm zu verstehen, an der ersteren das richtige Paar zu nehmen, wie man es

gewöhnlich in Paris thut. Aber der Unglückliche versteht mich noch nicht, im Gegentheil, er weicht gegen die Käiten zurück, im Glauben, daß ich mit ihm zu bogen beabsichtigte. Endlich strecke ich meinen Fuß vor, um so seine Aufmerksamkeit zu erregen; anstatt dessen stellt er sich wahrscheinlich vor, daß ich ein „Savate“-Künstler sei. Eine glückliche Idee fällt mir plötzlich ein; ich ergreife eine der Mammuthsocken, die vor mir liegen und falte sie so zusammen, daß sie bedeutend kleiner ausseht. Das öffnet dem Verkäufer die Augen; sich auf die Stirn klopfend, klettert er behend die Leiter hinauf und bringt mir einige Käiten zurück, in denen ich endlich meine gewünschten Socken finde. Ich zahle, während der Mann sich ergebenst verbeugt, froh wahrscheinlich darüber, daß ich mit meiner Hand- und Fußbewegung keineswegs die Absicht hatte, ihn durchzubläuen.“ Kaum hatte Zola diese Anekdote beendet, als M. Fernand Desmoulin, der bekannte Pariser Bildhauer, welcher seinem Freunde Zola auf dem Fuße nach London gefolgt war, erschien und meldete, daß der Londoner Novotat Fletcher Moulton, an den Mr. Labori ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, gerade zu der Zeit seine Parlamentskandidatur in Cornwall zu verfechten hatte. Es handelte sich vor Allem darum, feitzustellen, nicht so sehr, wie es mit der Auslieferung stände, denn darüber war man sich einig, daß sie nicht zu befürchten sei, sondern vielmehr darum, ob man Zola das Urtheil der Pariserer Assisen im Auslande rechtsgiltig zustellen könnte. Ferner mußte man eine Wohnung finden, da Bizetellis Haus zu klein war und außerdem sein Freund dort nicht sicher gewesen wäre. So gingen denn alle Drei auf die Straße. In Budingham Palace Road hörten sie im Vorbeigehen, wie eine Dame zu ihrer Beileiterin in Französisch sagte: „Da ist ja Zola.“ „Nun ist unser Geheimniß dahin“, riefen die drei Freunde aus; „morgen wird es ganz vondon wissen!“ Richtig brachten mehrere Londoner Blätter die Nachricht, Zola sei in London gesehen worden; aber die Reporter versuchten vergeblich, ihm auf die Fährte zu kommen.

**Sic transit . . .** Tunis, der berühmte Knappe des Generals Boulanger, der nach dem Falle desselben zuerst von dem treuen Anhänger des „brav général“ Barbier gepflegt und in Ehren gehalten worden war, hat nunmehr ein trauriges und ruhmloses Ende gefunden. Nachdem er mehrere Jahre in Stille als Droschkenpferd das vegetieren müssen, ist er nunmehr einem Pferdeschlächter verkauft worden, der ihn abschlachten und zu Würsten verarbeiten ließ. Es ist immethin eine Ironie des Schicksals, daß dieses letzte Berglimmen eines Andenkens an die Boulangerepoche gerade in einem Augenblicke erfolgt, da ein ähnlicher cäsaristischer Versuch gegen die Republik einem gleicher kläglichen Fiasco entgegengeht.

### Vom Büchertisch.

— **Der Feldhase,** dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd, betitelt sich eine Monographie von Ernst Ritter von Dombrowski, welche soeben in Verlage von Paul Schottlers Erben in Göthen (Anh.) erschienen ist. Der Name des Verfassers bürgt für die gediegene Bearbeitung des Stoffes, welcher bisher in einer das Thema erschöpfenden und doch prägnanten Weise in Buchform nicht behandelt wurde, trotz dem Niets ein großes Bedürfnis danach in den deutschen waidmännischen Kreisen vorhanden war. Verfasser theilt sein Werk in vier Abchnitte ein: I. Waidmännische Ansprache; II. Naturgeschichte (Beschreibung, Verbreitung und Aufenthalt, Fortpflanzung und Lebensweise und Krankheiten); III. Die Hege; IV. Die Jagd (enthaltend allgemeine Bemerkungen und die 12 verschiedenen Jagdarten). Dem Werk sind viele Illustrationen, sowie Pläne vom Verfasser beigegeben, die Ausstattung ist eine äußerst geschmackvolle und gediegene, sodaß der Preis von 2.50 Mk. broich, und 3.50 Mk. in Leinwand gebunden als sehr preiswerth er scheinen muß und dem Buche einen Abiaz in weiten Kreisen sichern wird.

— **Das Thierreich.** Bearbeitet von Dr. L. Heck, Paul Matschie, Professor Dr. v. Martens, Bruno Dirigen, Dr. Ludwig Staby und C. Krieghoff. Erscheint in 120 Lieferungen zum Preise von je 10 Pfennig und umfaßt ca. 140 Druckbogen mit 1455 Abbildungen und 12 Tafeln in feinstem Farbendruck. Auch zu beziehen in 4 gehefteten Halbbänden zum Preise von je 3 Mark oder in 2 hochfeinen Leinenbänden zum Preise von 15 Mark. Verlag von F. Neumann in Neudamm. Die Herausgeber dieses Werkes haben sich die Aufgabe gestellt, auf der Grundlage des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft in gemeinverständlicher Form dem Naturfreund, soweit er Laie ist, ein übersichtliches Bild der sogenannten Thierkunde zu geben. Zu diesem Zwecke haben sich eine Anzahl hervorragender Männer, sämmtlich Fachgelehrte ersten Ranges, zusammengethan, um die einzelnen Stämme und Klassen des Thierreichs systematisch geordnet zu bearbeiten und dem Leser in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten vorzuführen. Der Naturfreund findet also hier in verhältnismäßig knapp gefaßter und doch eingehender Weise jede einzelne Thierklasse besprochen und gewinnt so einen umfassenden Einblick in das gesammte Thierreich. Sehr dankenswerth ist die Fülle der Abbildungen, welche das Werk enthält. Die heute vorliegenden Hefte enthalten den Schluß des sechsten Stammes des Thierreichs, „Weichtiere“ (Mollusken), und beginnen mit dem siebenten Stamm des Thierreichs „Fische“. Die Verlagsbuchhandlung sendet auf Verlangen umsonst und portofrei ein Probeheft.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Druck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.